

(Nachdruck verboten.)

86]

## Kinder der Gasse.

Roman von Charlotte Knechtel.

Die Luis lag in heftigem Fieber. Sie hatte lange Zeit nur einen Gedanken gehabt: aufstehen, aufstehen! Sie hatte auch die Kraft dazu in sich gefühlt, aber was könnt ich machen? überlegte sie und dann würd's mir am End schaden! Ich könnt mir den Tod holen, wenn ich aus dem warmen Bett heraus in die kalte Nacht ging! Den Tod . . . ja!

Und sie krampfte ihre Finger in die Kissen, sie schlang die Füße ineinander. Den Tod mit Gewalt herbeirufen! Der, der kam schon, ohne daß man ihn rief! Am Ende auch zu ihr . . .! Aber ich bin ja so vernünftig, ich tu alles, was der Doktor sagt! Ich bleib im Bett liegen, eh die frischen Eier, die die Mutter Kamp und der August mir bringen, schaff mir de ganze Tag, höchstens, daß ich en Strumpf stopf, da muß es doch noch mal gehn!

Es fiel ihr ein, daß Frau Hampel, die sie dann und wann besuchte, ihr immer wieder sagte, daß man sich in Gottes Willen fügen müsse, sie nickte dann jedesmal. Es konnte doch Gottes Wille nicht sein, sie sterben zu lassen?! Sie hatte noch so viel zu tun!

Nein, nein! Man muß nur vernünftig sein! Tun was der Doktor sagt, dann lieh Gott ein' schon nicht sterben!

Die Emma freilich . . .! Die Angst der Luis stieg mit dem Fieber. Die Emma? — Sie lag eine Sekunde lang und zerrte mit den heißen Fingern an der Decke: die Emma war von jeher en armselig Geschöpf, jedermann zur Last, man hatte nur Müh mit ihr, wenn man sich ja auch gern für sie plagte, weil sie so ein stilles und zufriedenes Kind war.

Aber eine andere, die der Tod geholt, trat vor der Luis ihren Sinn. — Die Mutter! . . .

Ein paar Sekunden lag sie bei der Erinnerung wie zerschmettert. Die Mutter . . .!

Aber plötzlich reckte sie sich auf, ihre Wangen brannten so sehr, daß es ihr förmlich Schmerz verursachte, ihr ganzer Körper dünnke sie wie durchglüht. „Da!“ Ihr Atem war heiß und kurz, die Kehle und der Gaumen waren trocken, ihre Rippen waren blau und rissig vor Trockenheit.

Sie griff nach dem Glas und nekte die Lippen und die Zunge und den Gaumen. Die Mutter war gewiß nit so vernünftig wie ich! Wenn die sich geschont hätt' bezeiten, wie ich's tu! Und vier kleine Kinder am Hals! Und das schwere Wochenbett, das sie durchgemacht hatte mit dem Johann! Das hatte ihr den Rest gegeben. Ueberhaupt die vier Wochenbetten! So Kinder, die nehmen doch gewiß was von einem mit!

Kinder . . .! Sie sah ferngerade, mit den glühenden Fingern betastete sie ihren hageren Leib.

Ach Gott, viel is da nit mehr, aber . . .! Es ward etwas in ihr, das sie nicht ausdrücken konnte, ein Gedanke, der ihr nur unklar zum Bewußtsein kam. Wenn man das, was da war, wenigstens noch hingeben könnte! Einem Kind vom August das Leben schenken . . .! Dann, ja dann . . .! Die Qual, daß sie unfruchtbar hinab in die Erde müßte, brannte in ihrem Leibe.

Aber auch über diese Qual triumphierte die Hoffnung: Wenn man vernünftig is! Wenn ich noch acht oder vierzehn Tag im Bett bleib, und dann auf die Haardt geh und viel Milch trink, wer weiß, ob ich dann nit noch mal so rund werd, wie das Mädchen.

In dem Augenblick trat das Mädchen ein.

„Was is mit em Christan?“ fragte die Luis.

„Der fährt heim!“

„Und es Paula?“

„Es is am End doch geloge, was se über die schwächen, de ganze Abend war's ordentlich daheim!“

„Das is ja en Glück!“ meinte die Luis und legte sich in die Kissen.

„Nach Du jekt nur, daß De heim kommst und grüß Dein Leut von mir!“

„Na denn, gut Nacht auch!“ sagte das Mädchen und ging.

27

Als die Paula am Montag wieder an der Spulmaschine stand, ging Herr Härter ein paarmal vorbei, ohne ihr ein Wort zuzurufen oder in ihre Nähe zu kommen.

Das ärgerte sie, es steigerte ihre Wut auf den Christian. Is es nit genug, daß ich wegen dem en verlorene Sonntag gehabt hab? dachte sie.

Wenn sie die Weberknoten machte, zerrte sie oft so heftig am Garn, daß es riß.

Am Mittag schmeckte ihr das Essen nicht. Am Abend ging sie mit der Elsbeth Schneider und ließ sich von der ein Buch leihen. Die Bibliothek der Elsbeth war berühmt, und sie tat sich darauf was zugute. Stolz schleppte sie ihren ganzen Reichtum in der Schürze herbei. Es haren ein halb Duzend zerlumpfte, schmutzige Bücher.

„Du, willst das: „Das blutige Gemd oder die Geheimnisse am russischen Kaiserhof“, oder das: „Die Frau mit dem Totenkopf“, oder das . . .“ Sie leckte mit den Fingern und blätterte in einem Buche: „Treu bis in den Tod!“, sagte sie, „heißt es, ach und weißt, das ist doch es aller schönste! Mer muß in einem fort greinen, weißte, besonders wenn er se totschießt und sie noch flüstert mit halb gebrochener Stimme: „Ich sterbe unschuldig!““

„Na, kannst mer's ja gebe,“ sagte die Paula, „vielleicht heul ich auch!“

Sie nahm das Buch. „Gehst noch ein Stück mit mer?“ Das Mädchen verneinte. „Ich muß es Abendesse mache und so noch allerhand.“ Sie packte die übrigen Schmöcker wieder in die Schürze und ging in die Kammer.

Daheim begann die Paula zu lesen, es waren Stellen in dem Buch, die ihr ins Blut gingen, die sie zwei-, dreimal las, weil ein behagliches Brickeln ihr dabei durch den Leib rann. Als sie sich schlafen legte, hatte sie allerhand Phantasien.

Aber nur eine Sekunde lang genoß sie die mit dem Behagen, ihre Körperlosigkeit ärgerte sie. Und sie warf sich im Bett hin und her, während ihr das Blut zum Kopfe drängte.

So Geschichte, das is ja doch nur dummes Zeug! dachte sie. Die machen einem nur Luft . . . Da liest man von Küß und von Verführung und dann wälzt mer sich allein im Bett! Sie setzte sich auf und horchte auf den Atem ihres Vaters und der Mutter. Ach, wenn ich jekt einen im Arm hätt . . .! Sie zerknüllte ihr Kopfkissen und preßte es an sich.

Und dann zählte sie die Tage: Fünf Tage bis der Christian kommt! Du lieber Himmel! — Sie wandte sich jäh auf die Seite, wenn's mer zu lang wird, dann —, entschoß sie sich.

Bald darauf schlief sie ein.

Am Dienstag sang sie den ganzen Tag recht laut und hell, um Herrn Härter zu ärgern, klopfte sich mit den Burschen herum, wenn er in der Nähe war, oder lachte mit den Mädchen ihr freches, durchdringendes Lachen.

Am Mittwoch hatte sie eine Kauferei mit einem Burschen, der sie in einem Winkel des Lagers überfallen wollte. Es war ein starker Kerl, und sie hatte Mühe, sich seiner zu erwehren. Der Kampf jagte ihr das Blut durch den Leib, von den Füßen in die Wangen, das tat ihr wohl. Am Abend schlief sie schnell ein, mit einem Gefühl der Genugtuung. Das jäh aufgepeitschte Blut war ruhig geworden, wie nach einer Liebesstunde, und dabei hatte sie das stolze Bewußtsein erfüllt Pflicht. Sie kam sich ganz tugendhaft vor. Dies Bewußtsein war noch in ihr am nächsten und übernächsten Tag, und als sie Herr Härter im Vorbeigehen am Arm packte und ihr mit kurzer, heißer Stimme zuraunte: „Heut abend, was?“ stieß sie ihn vor die Brust und warf den Kopf zurück.

„Nein! Wie oft soll ich Dir's noch sage!“

Mit einem kurzen Lachen ging der junge Mann davon. Sie war ihm schon halb langweilig geworden, dies hartnäckige Weigern aber reizte ihn.

Brauchte er sich das bieten zu lassen von einem Frauenzimmer, das er bezahlte? Und er ballte die Fäuste.

## Preißelbeeren.

Sie noch einmal haben und sie dann von sich stoßen wie ein schmutziges Gewürm! Ein Lachen war in seinem Gesicht. Am Abend ging er frühzeitig aus der Fabrik, er ging in die Metzgergasse, um der Paula dort aufzulauern.

Er mußte lange warten, ehe sie kam. Sie hatte sich mit ein paar Freundinnen die Rücken in der Hauptstraße angesehen. Vorm Haustor trat er ihr entgegen. „Guten Abend,“ sagte er spöttisch.

„Guten Abend!“ Sie wollte an ihm vorüber.

Er stellte sich ihr in den Weg. „Na willst mich wohl durchlassen,“ sagte sie und gab ihm einen Stoß mit den Ellbogen.

Er rückte nicht, aber mit seinen Fingern umspannte er ihre Handgelenke. „Du kommst jetzt mit mir!“ sagte er.

„Nein!“ Sie stemmte die Füße fest gegen den Boden, er konnte sie keinen Schritt mit fortziehen.

Ihr Atem ging laut und ruhig. Morgen kommt ja der Christian. Ich werd doch also heut kein Narr mehr sein und mit dem laufe, wo ich die ganze Woch . . .! Stolz hob sie den Kopf. Nur schade, daß sie dem Christian nicht erzählen konnte, wie tapfer sie sich gewehrt hatte! Sie seufzte.

Mit einem Ruck versuchte der junge Mann, sie vom Fleck zu zerren. Er biß die Zähne zusammen, seine Augen funkelten. Seine Stirne war heiß.

„Du kommst! Du mußt kommen,“ sagte er.

„Sol!“ Sie lachte kurz.

„Ja! Meinst Du, ich ließ mich von Dir zum Narren halten!“ Fester drückte er seine Finger um ihre Handgelenke, sie wollte ihm die Hände entreißen; und sie preßte die Lippen zusammen und wandte alle Kraft auf, aber sie taumelte nur einen Schritt zurück.

In dem Augenblick ließ er ihre Hände los und sagte sie fest um die Taille.

Die Köte stieg in ihr Gesicht. „Ich will nit!“ sagte sie.

„Ich will nit!“ und sie krallte ihre Finger in seine Arme.

„Du mußt!“ sagte er. „Ich laß Dich nit eher!“ Er atmete kurz, dann biß er die Zähne zusammen, denn sie hadte ihre Finger in das Fleisch seines Armes, daß es ihn schmerzte.

„Ich laß Dich nit!“ sagte er nach einer Weile noch einmal. „Was ist das überhaupt für Kram! Meinst, ich hätte all das Geld an Dich gehängt, damit Du . . .!“ Er lachte kurz und preßte dann wieder die Lippen zusammen, damit er nicht aufschreien müsse vor Schmerz.

„Ich spud Der auf Dein Geld! Ich will keinen Groschen mehr von Der . . .!“

„Ja, aber bis jetzt . . .!“

„Ich hab en Liebste, Du weißt . . .!“

„Den haste schon lang . . .!“

„Aber wenn der uns sieht . . .!“

„Er is ja nit da . . .!“

„Ich hab em aber geschwore . . .!“

„Das haste schon oft gesagt, hast's mir ja weiß Gott wie oft erzählt und gelacht hast Du dabei . . . und jetzt mit einem Mal . . .!“

Sie hatte aufgehört, ihre Nägel in sein Fleisch zu krallen. Ihre Hände sanken plötzlich schlaff herab.

War das wahr, was der Härter sagte? Sie konnte es nicht glauben! So etwas Gemeines hatte sie tun können. Es froch ihr eisigkalt den Rücken herauf. Ihr Selbstbewußtsein, das so üppig aufgeschossen war während der letzten Tage, kriegte einen Reitschenhieb, unter dem es zusammensank.

Der junge Mann, als er sie plötzlich so schlaff dastehen sah, wurde sanft. Er zog sie an sich heran. „Sei doch nit so!“ bat er. „Warum bist mit einem Mal so ganz anders? — Komm!“ Er zog sie ein paar Schritte mit fort.

Plötzlich aber richtete sie sich wild auf, sie riß sich aus seinen Armen. Ihre Augen funkelten und sie stieß ihn vor die Brust. „Ich will nit,“ keuchte sie. „Ich hab das Luderleben satt! Ich will ordentlich werden!“ Und da der junge Mann kurz auflachte, wiederholte sie: „Ja, ordentlich! Und ich will mit Euch nix mehr zu tun haben! Ich . . . ich . . .“ Sie rannte fort. Sie verschwand im Einfahrttor des Hauses und lief die Treppen hinauf.

Mit einem verdukten, ärgerlichen Gesicht blieb Härter in der Gasse zurück. „Das Frauenzimmer!“ knirschte er zwischen den Zähnen, und dann lachte er kurz und trocken.

„Ich krieg sie ja doch!“ sagte er und rieb sich die Hände. „Aber für heute? Himmel, man kann sich ja wieder mal bekaufen!“

(Fortsetzung folgt.)

Schimmernde Lichter wirft die Morgen Sonne durch Rücken der Baumkronen auf den weichen Teppich des Waldbodens. Neue bunte Farben zaubert sie hervor; denn der Sommer geht mit eiligen Schritten zur Rüste und herböftliches Walten spürt man schon in der Natur. Verschwunden sind längst die niedrigen Waldkräuter: die herrlichen Erdbeeren, vorüber ist auch die Zeit der dunklen Heidelbeere, und an den Zweiglein der Himbeerstöcke zeigt sich nur noch vereinzelt eine verspätete würzige Frucht. Doch tief am Boden reist ein neuer Segen. Vom gebleichten Moos, zwischen dürrern Heidekraut heben sich dunkelkräftig die immergrünen Ranken der Preißelbeere ab, und auf diesem Untergrunde beginnt es zu leuchten und zu schimmern in garten rosaroten und satten Scharlachfarben. Wie das glänzt im Morgentau! Als ob eine unsichtbare Hand Korallen über Korallen in reichster Fülle ausgestreut hätte! Und in den Baumkronen schreit der Häher, im Unterholz läßt die Drossel ihren Freudenschrei erschallen.

Preißelbeeren! Preißelbeeren! Ein Tischlein deck dich ist wieder der Waldboden geworden, eine neue reichliche Nahrung winkt den Vögeln des Waldes.

Preißelbeeren! Auch den Menschen locken die roten Früchte. Und wo die Forsten sich weit und breit ausdehnen, im Wald- und Holzlande, in der Tiefebene und auf Bergeshöhen, ziehen in Scharen Weiber, Mädchen und Kinder mit Töpfen und Krügen, mit Körben und Wägelchen hinaus in den Wald, um Beeren zu sammeln. Eine mühselige Kleinarbeit, Beere zur Beere zu fügen, aber die Krüge füllen sich unter den fleißigen Händen, es füllen sich die Körbe, und am Abend haben die Händler im Dorfe viel zu tun; Rentner über Rentner der Beeren werden nach den Großstädten verladen.

Uralt ist die Vorliebe des Menschen für diese herbe, aber erfrischende Frucht des Waldes. In den Küchenabfällen der Pfahlbauern aus vorgeschichtlicher Zeit fand man neben den Samenkörnern der Erdbeeren und Heidelbeeren in reichlichen Mengen auch die der Preißelbeeren. Man geht sogar nicht fehl, wenn man annimmt, daß die Preißelbeeren die erste, älteste Konserve der in unseren Wäldern lebenden Menschen bildeten, denn es gibt kaum eine andere Frucht, die sich so leicht über den Winter halten läßt. Dazu genügt ja unter Umständen schon mäßiges Erhitzen oder entsprechendes Kühlhalten der frisch gepflückten Beeren. Während aber mit zunehmender Kultur der Mensch die Erdbeere aus dem lichten Walde in seinen Garten verpflanzte und hier veredelte, während er auch den Himbeer- und Brombeerstrauch in seine Pflege nahm, kümmerte er sich weder um die Heidel- noch um die Preißelbeere. Sie sind Wildlinge geblieben, und erst in der neuesten Zeit begann man ihren Verwandten mehr Fürsorge zu schenken.

In Brüchen und Sümpfen breitet über das Polster der Torfmoose ein immergrünes Kraut seine zierlichen Ranken aus. Es trägt im Spätherbst rot gefärbte Früchte, die etwas größer sind als die der Preißelbeeren, aber einen ganz ähnlichen Geschmack aufweisen. Auch diese Moosbeeren werden seit altersher gesammelt. In manchen Ländern schätzt man sie sogar höher als die Preißelbeeren. In Rußland verwendet man den aus ihnen bereiteten Saft zum Punsch als Ersatz der Zitrone, und die Chemiker haben in der Tat festgestellt können, daß die Moosbeere wirklich fast reine Zitronensäure enthält. Noch beliebter sind diese Früchte der Sümpfe und Moore in Schottland und England; die Marmelade, zu der man sie verköcht, wird sogar für fein genug gehalten, um sie zur Tortenfüllung zu verwenden. Die Moosbeere wächst auch in Nordamerika und ist dort unter dem Namen Cranberry oder Kronsbeere bekannt. Natürlich wurde sie von den englischen Einwanderern fleißig gesammelt, die zu ihrer Freude entdeckten, daß in den Mooren ihrer neuen Heimat eine Art der Cranberry wuchs, welche sich durch besonders große Früchte auszeichnete. Anfangs begnügte man sich mit dem Aberglauben der wildwachsenden Pflanzen; als aber die Nachfrage nach den Kronsbeeren immer größer wurde, entschlossen sich findige Amerikaner zu dem Versuch, sie regelrecht anzubauen. Das Unternehmen gelang, und die Kunde von dem Erfolge drang auch nach Europa. Die Nachrichten waren aber ungenau; man sprach von der Frucht der „amerikanischen Preißelbeere“, während es sich in Wirklichkeit um die großfrüchtige Moosbeere (*Vaccinium macrocarpum*) handelt. Für diese Pflanze eignet sich trockener Boden durchaus nicht; wird sie auf ihm eingeseht, so wächst sie wohl fort, bringt aber keine oder nur kümmerliche Früchte hervor. Für sie passen ihre natürlichen Stätten, Niederungen, auf denen Sauergräser, Rohrkolben, Moose und Weiden wachsen. An trockenen Stellen geht man über solchen Boden wie auf elastischem Polster, an feuchten versinkt der Fuß in die wie ein Schwamm mit Wasser gefüllte Masse. Das sind wertlose Sümpfe; wo aber auf solchen Strecken in New Jersey, Michigan und Wisconsin die Kronsbeere mit Erfolg gepflegt wurde, ist der Wert dieser Ländereien so hoch gestiegen, daß sie teurer bezahlt werden, als gleiche Flächen des besten Ackerlandes.

Die Anlagen sind häufig sehr großzügig. Ueber Hunderte von Hektaren erstrecken sie sich. Auf einer Anhöhe am Sumpfe stehen die Wirtschaftshäuser, verlegbare hölzerne Bahngleise laufen zur

## Kleines feuilleton.

Betriebszeit über den Sumpf Kreuz und quer. Zur Bepflanzung solcher Flächen nimmt man Ableger alter Kronsbeerpflanzen, die im nassen Grunde sehr leicht anwachsen. Nachdem man das Unkraut tief abgemäht hat, lockert man mit passenden Geräten die Grasnarbe und legt die Stecklinge im Abstand von etwa 15 Zentimeter hinein. Dann überläßt man die Pflanzung sich selbst; nur wenn Kohrholben und Niedgräser zu hoch wachsen und die Kronsbeeren zu erstickend drohen, fährt man darüber mit einer Walze hinweg. Die elastischen Zweige der Kronsbeere widerstehen dem Drude und erheben sich bald über das schädigende Unkraut. Diese Anlagen müssen aber bewässert werden können. Im Oktober werden sie völlig überschwemmt und erst Mitte Mai wird das Wasser abgelassen; auf diese Weise bewahrt man die Pflanzen vor Ausfrieren im Winter und vor den besonders gefährlichen Frühjahrsfrösten. Im Herbst erscheinen Scharen von Pflündern in den Sümpfen, die im Afford die Beeren sammeln. Diese werden in Fässen und Kisten verpackt und weiter transportiert. Man kennt verschiedene Arten mit runden und glockenförmigen Beeren, je größer aber die Frucht und je röter sie gefärbt ist, desto besser wird sie bezahlt.

Vergleicht man objektiv den Geschmack der amerikanischen Cranberry mit dem unserer heimischen Waldpreißelbeere, so muß man zugeben, daß die unkrige viel würziger und feiner mundet. In manchen Gegenden, in denen der Segen an Preißelbeeren sehr reich ist, pflegt man aus dieser Frucht einen besonderen Brantwein zu destillieren. Man zerquetscht die Beeren, vermischt sie zur Hälfte mit Zuderwasser, läßt die Masse gären und destilliert sie ab. Heute ist jedoch diese Art der Produktion der Hausliköre nur noch äußerst selten. Die Bedeutung der Preißelbeere liegt auch nicht auf diesem Gebiet; ebenso sind die Versuche, aus ihr Wein zu bereiten, nicht besonders ermutigend. Weit wichtiger ist die Verwendung des rohen unbergorenen Saftes zu erfrischenden Getränken. Dank seinem reichen Gehalt an Zitronensäure eignet er sich nicht übel zu Limonaden; so sollte er auch bei der Fabrikation alkoholfreier Getränke mehr Berücksichtigung finden.

In früheren Zeiten war die Verwendung der Preißelbeere vielfeitiger. Man rühmte nicht allein den Früchten bluterneuernde Eigenschaften nach, auch die gerbstoffhaltigen Blätter galten als Heilmittel gegen allerlei Beschwerden, namentlich die jungen Frühlingstriebe wurden gesammelt und zum Tee getrocknet. Längst sind die Zeiten dahin, wo die Pflanze im Kleinen auch zum Gerben gebraucht wurde, oder wo man die Blätter mit Eisenbitriol kochte, um Wolle grünlich-schwarz, oder auch mit Zusatz von Alaun Wolle und Leinen feurig-gelb zu färben.

Sehen wir jedoch einmal ab von dem Nützlichen, betrachten wir die Pflanze von dem idealeren Standpunkte des Naturfreundes. Da finden wir manches Interessante. Bietet sie nicht im Spätfrühling einen erstauenden Anblick, wenn ihre niedrigen Ranken sich mit den weißen und rosaroten Gloedenblümlein schmücken? Nicht alle wissen, daß diese Blüten, wenn auch schwach, so doch angenehm duften. Es beugen sich ja nicht viele zu der unscheinbaren kleinen Pflanze herab. Wer da aber ihr immergrünes Blättchen betrachtet, der findet, daß es auf der Unterseite mit braunen Tüpfeln bedekt ist. Betrachtet er diese mit einem Vergrößerungsglas, so erkennt er in den Flecken kleine Grübchen, die in der Mitte mit Saugzapfen versehen sind. Mit diesen Organen schürft die oft auf trockenem Boden wachsende Pflanze die Regen- und Tauropfen, die ihre Blätter nehen. Auf dem Moos- und Heidetepich des Waldes hat sie ja viele Konkurrenten und muß hart um ihr Dasein ringen. Mit welcher Ausdauer sie sich aber ein Plätzchen an der Sonnenseite zu sichern versteht, davon können wir auch erzählen. Da steht ein Baumstumpf im Walde, vor Jahren hat man hier den Stamm abgesägt; auf der Fläche des Stumpfes grünen heute frisch und munter dichte Büschel der Preißelbeeren, geschmückt mit den roten Früchten. Wir denken zunächst, durch Zufall seien hier Samen gefallen und im morschen Holze gewurzelt; aber wenn wir diese Pflänzchen näher untersuchen, Schicht für Schicht von dem Holze bloßlegen, so merken wir, daß Ausläufer von Preißelbeeren, die am Fuße des Baumstammes wachsen, in das Holz gedrungen sind und allmählich durch die bis einem halben Meter dicke Schicht den Weg zum Lichte sich gebahnt haben. Und das so schwer Erregene sucht die kleine Pflanze nach Kräften zu erhalten. Sie will nicht zur Weide des Waldgäters werden; ihre Blätter fällt sie deshalb mit herbstem Gerbstoff, panzert sie mit lederharter, so schwer verdaulicher Hülle, daß die Tiere selbst in harter Winternot das immergrüne Gewächs unberührt lassen. Im frühen Herbst aber, da läßt die Preißelbeere ihre Früchte prangen; so auffällig wie nur möglich, in grellen Kontrastfarben, scharlachrot auf dunkelgrünem Blättergrunde winken sie allen Räschern aus der Ferne. Da flattern die Vögel herbei, erlaben sich an ihnen, aber den Samen können sie nicht verdauen, sie tragen ihn weit im Walde umher und werden so unbewußt zu Mehrern des Reiches der Preißelbeeren. Und vielleicht ist die Zeit nicht mehr fern, daß der Mensch mit bewußter Absicht sich auch dieses Beerenobstes des Waldes annimmt, daß wie die Moosbeere auch unsere Preißelbeere in Kultur genommen werden wird. —

E. G o l s t e i n.

— „Schneidig“ und „schnauzen“! Ueber diese beiden deutschen Prachtwörter sagt Karl Vötter in seinem neuesten Buch „Germania im Ausland, Ungemütliche Wahrheiten“ (Verlag von Paul Stöcker, Gera) folgendes:

Unsere geliebte Muttersprache erfreut sich vieler Wörter, die wegen ihres charakteristisch deutschen Inhalts für manche fremde Sprachen unübersetzbar sind. In diese Kategorie gehören die beiden wunderbaren Wörter „schneidig“ und „schnauzen“.

Nachdem sich dies edle Brüderpaar besonders in gewissen deutschen Offiziers- und Beamtenkreisen herumtummelte und überall gründlich absärbte, ist es in seiner robusten Ursprünglichkeit nagelschuhig sogar über die Alpen gestiegen und als „unübersetzbar“ ins Italienische geschlüpft.

Der Italiener, dem die Aussprache des „sch“ Schwierigkeiten bereitet, sagt „sneidil“ und „sna-uzen“. Ich erinnere mich, wie ein Römer mich bat, ich möchte ihm den tiefen Sinn von „sneidil“ mit „sna-uzen“ etwas plausibel machen. . . .

„Schneidig!“ Ein Vulett von amtlicher Rechthaberei, arroganter Ueberhebung, streberhafter Müßiggangigkeit, dummdreister, oft vor einem Monotel überblüteter Beschränktheit, stottem Bagamut, der nicht vor der derbsten Blamage zurückschreckt, und wäre es eine Blamage vor der ganzen zivilisierten Welt! Hurra, nur stramm vorwärts! Schneidig, sneidil! . . . Direkt an das „schneidig“ schließt sich dann das „schnauzen“. Wenn die „Schneidigkeit“ allein nicht auskommt, nimmt sie das „Schnauzen“ zu Hilfe. Verstanden?“

Der Italiener bewunderte kopfschüttelnd den gewaltigen Inhalt der beiden Prachtwörter.

„Grandioso!“ —

hl. Der Zufall als Erfinder. Die Erfindung des Kehlspiegels ist eigentlich einem Zufall zu verdanken. „Ich dachte oft daran,“ so erzählte der kürzlich verstorbene Erfinder, Manuel Garcia, „ob es nicht möglich wäre, eine gesunde Stimmrihe während des Singens zu sehen. Im Herbst des Jahres 1854 streifte ich im Palais Royal umher, da sah ich plötzlich die beiden Spiegel des Laryngoskops in ihrer Stellung zueinander, als ob ich sie tatsächlich vor Augen hätte. Ich ging sofort zu Charrière, der chirurgische Instrumente anfertigte, und ließ mir einen Spiegel geben, wie ihn die Zahnärzte gebrauchen. Zu Hause stellte ich den Spiegel gegen das Kapschen und ließ mit einem Handspiegel einen Strahl des Sonnenlichtes auf seine Oberfläche fallen. Ich sah darauf die Stimmrihe weit offen, ja, sogar ein Teil der Luftröhre lag deutlich sichtbar vor mir.“ Auch die Töpferkunst verdankt, wie eine englische Zeitschrift schreibt, dem Zufall viel. Als Simon Arbuth während einer Reise im Jahre 1720 in Banbury Halt machte, bemerkte er, daß die Augen eines seiner Pferde sehr entzündet waren. Er befragte seinen Wirt um Rat, und dieser warf einen glühend roten Flintstein in einen Eimer Wasser, worauf sich der Flintstein in Pulver verwandelte, das er auf das entzündete Auge legte. Arbuth hatte den Vorgang beobachtet und fand dadurch schließlich die Lösung eines Rätsels, das ihn lange beschäftigt hatte. Er verschaffte sich eine Wagenladung Flintsteine, ließ sie erhitzen und pulverisieren und vermischte das Pulver mit Pseifenton und Wasser; diese Mischung erhielt seinen Waren nach dem Brennen den so lange gesuchten weißen Glanz. Ebenso wurde der wesentliche Bestandteil des weißen Porzellans entdeckt. Eines Morgens, im Jahre 1703, bemerkte Johann Friedrich Vötter, daß seine Perrücke ungewöhnlich schwer war. Auf Befragen erfuhr er von seinem Diener, daß er zum Pudern eine besonders weiße Erde genommen hatte, die damals zum Herrichten der Perrücken sehr beliebt war. Vötter stellte Versuche damit an und entdeckte in der Erde Kaolin, das ihm bis dahin für seine Erzeugnisse gefehlt hatte. Der britische Gummi wurde durch ein Feuer entdeckt. Als 1821 die Stärkefabrik von Chapelizod bis auf den Grund niederbrannte, halfen einige Kattundruder beim Löschen des Feuers und waren dabei reichlich mit Stärke betropft worden, die das Wasser heruntergespielt hatte. Nachher wollten sie sich ihrer Kleider entledigen. Diese blieben aber am Körper kleben, als ob sie mit Leim gesättigt wären. Die Leute kehrten auf den Schauplatz des Unglücks zurück und fanden auf dem Boden große Füßen einer klebrigen Masse, die sich bei einem Versuch als ebenso gut wie der bisher in ihrem Gewerbe gebrauchte Gummi arabicum erwies. Sie verkauften schließlich ihr Geheimnis für eine kleine Summe; damit war der Anstoß zu der Erfindung des jetzigen Klebstoffes für Briefmarken gegeben. Das Fernrohr wurde von den Kindern eines Holländer Willenmachers Pippersheim entdeckt, die mit Gläsern ihres Vaters vor der Tür spielten. Sie schoben die Willen hin und her und sahen plötzlich einen fernen Kirchturmspitzen, als ob er vor ihren Augen stände. Darauf riefen sie den Vater herbei, damit er auch den seltsamen Anblick genießen konnte; auf Grund seines optischen Wissens erkannte dieser sofort, was der Zufall ihm geboten hatte. Er konstruierte ein Fernrohr, das nach einigen Verbesserungen, die Galilei daran vorgenommen hatte, eine Zeitlang als Wunder angestaunt wurde. Ein Bristolser Mitarbeiter Watts verdiente 200 000 Mark durch einen Traum. Er träumte nämlich, daß er beim Löten einer schadhafsten Stelle auf dem Dache den Löffel mit dem geschmolzenen Metall auf die Straße fallen ließ. Als er hinuntereilte, um den Löffel zu holen, fand er,

daß das Blei in eine Anzahl kleiner Kügelchen verstreut war, während er eine untersehrte Masse zu finden glaubte. Nach dem Erwachen reizte ihn die Wispbegierde zu einem wirklichen Versuch; zu seinem Erstaunen verhielt sich die Metallmasse wirklich so, wie er es geträumt hatte. Diese Entdeckung benutzte er sogleich zur Herstellung von Bleischrot. —

**ie. Ungewöhnliche Gehirngewichte.** Das mittlere Gewicht des Menschenhirns wird nach den bisherigen, allerdings noch nicht umfassenden Untersuchungen auf 1400 Gramm für das männliche und 1274 Gramm für das weibliche Geschlecht angegeben. Ein Forscher, der ein besonders großes Material bearbeitete, Dr. Bischoff, hat dann weiterhin gezeigt, daß die Abweichung von jenen Zahlen im allgemeinen sehr bedeutend ist. Unter 559 männlichen Gehirnen fand er nur 59, die das Durchschnittsgewicht um 100 Gramm überschritten, und davon 618, die um 200 Gramm mehr wogen. Ein Gehirn mit dem Gewicht von 1925 Gramm stand einzig da. Jetzt hat Dr. Spratt im „Journal der Amerikanischen Medizinischen Vereinigung“ ein Gehirn beschrieben, das diesen Rekord schlägt. Es gehörte einem Advokaten, der im Alter von 42 Jahren an Senilstarre gestorben, die ungewöhnliche Größe von 6 Fuß und 2 Zoll, dabei das vergleichsweise nicht sehr bedeutende Körpergewicht von 180 Pfund besessen hatte. Nach Entfernung der harten Hornhaut wurde das Gewicht des Gehirns zu 2069 Gramm ermittelt. Zimmerlin würde auch dies Gehirngewicht nach den freilich etwas unsicheren Angaben aus früherer Zeit nicht unübertroffen dastehen. Das Gehirn von Cromwell soll 2231, das von Lord Byron sogar 2238 Gramm gewogen haben, aber der Ueberrittler dieser Zahlen gibt selbst zu, daß sie nicht unbedingtes Vertrauen beanspruchen können. Mit derselben Vorsicht ist vielleicht die Angabe anzunehmen, daß das Gehirn von Turgenjeff, dem großen russischen Schriftsteller, 2012 Gramm gewogen habe. Daß das größere Gehirngewicht nicht an sich einen Maßstab für eine überragende geistige Entwicklung bildet, beweist die Tatsache, daß das vollständig gesunde Gehirn eines Negers zu 1984 Gramm gemessen worden ist. Im Tierreich werden von einigen Riesen unter den Säugetieren noch bedeutend höhere Gehirngewichte erreicht. So hat das Gehirn der Wale nach bisherigen Ermittlungen ein Gewicht zwischen 2265 und 3371 Gramm, während ein Elefantenhirn im Mittel 4530 Gramm wiegt. —

**th. Versuche mit flüssiger Luft.** Seit die flüssige Luft nicht mehr ein Alleinbesitz der wissenschaftlichen Laboratorien ist, sondern einige ihrer wunderbarsten Eigenschaften sogar von der Bühne der Varietés dem staunenden Publikum vorgeführt wurden, hat sie entschieden bei den Meisten an geheimnisvollem Reiz verloren. Trotzdem dürfte ein kleines Büchlein von R. Nowiki und Hans Mayer, das in gemeinverständlicher Weise alles Wissenswerte über die Verflüssigungsmethoden der Gase zusammenfaßt und außerdem eine Beschreibung der zum Teil sehr interessanten neueren Experimente auf dem Gebiete der flüssigen Luft bringt, vielen willkommen sein. Einige der auffallendsten Versuche seien hier kurz wiedergegeben. Sieht man z. B. eine nicht zu kleine Menge flüssiger Luft in ein größeres mit Wasser gefülltes Weinglas, so schwimmt die flüssige Luft anfangs unter Siedeerscheinungen auf dem Wasser, ohne jedoch daselbe infolge Entstehens des sogenannten Leidenfrostischen Phänomens, zum Gefrieren zu bringen. Unter dem Namen „Leidenfrostisches Phänomen“ versteht man die bekannte Tatsache, daß ein Tropfen Wasser, den man auf eine weißglühende Metallplatte fallen läßt, nicht, wie man wohl annehmen sollte, ins Kochen gerät, sondern die Form einer plattgedrückten Kugel annimmt, die auf der Platte schwingend rotiert und ihre Gestalt vielfach ändert. Es beruht dieses darauf, daß sich an der Oberfläche etwas Dampf bildet, welcher durch seine Spannkraft die Verührung zwischen dem Wasser und der glühenden Platte verhindert. Infolgedessen bleibt die Temperatur des Tropfens unter dem Siedepunkt und die Verdampfung kann nur ganz langsam vor sich gehen. Erst nachdem sich die Platte etwas abgekühlt hat, und der Zwischendampf den Tropfen nicht mehr von der Platte trennt, gerät dieser plötzlich heftig ins Kochen. Auf demselben Gesetz beruht auch die überraschende Tatsache, daß Arbeiter in Gießereien ihren Arm in den eben aus dem Hochofen kommenden glühenden Eisenstrom tauchen können, ohne Schaden zu nehmen. Auch hier wird infolge der natürlichen Feuchtigkeit der menschlichen Haut eine trennende Dampfschicht gebildet, welche den Betreffenden kurze Zeit vor der Verbrennung schützt. So kam es auch, daß bei den sogenannten Gottesurteilen des Mittelalters mancher Märtyrer ohne Brandwunden zu erhalten über die weißglühenden Eisenplatten zu schreiten vermochte. Taucht man in flüssige Luft eine Glasröhre mit Quecksilber, so gefriert dies augenblicklich zu festem Metall, mit dem man sogar Nägel einzuschlagen vermag. Bei der schnellen Zusammenziehung infolge der ungeheuer tiefen Temperatur bildet sich beim Gefrieren an der Oberfläche des Quecksilbers unter raselndem Geräusch ein tiefer Trichter. Hält man jetzt die Quecksilberstange in ein Wassergefäß, so schmilzt das Quecksilber und bildet im Wasser lange Eisröhren. Reiner Alkohol wird in flüssiger Luft zuerst dickflüssig wie Glycerin, dann erstarrt er zu einer von zahlreichen Rissen durchzogenen glasartigen Masse. Vergleichen würde man jetzt versuchen, ihn mit einem Streichholz zum Brennen zu bringen. Dagegen explodiert er, von einem heftigen Schlag getroffen, leicht. Ein Kautschuckschlauch, in flüssige Luft getaucht, wird so spröde,

daß er beim Anstoßen zerbröckelt. Bringt man einen Strauß frischer Blumen nur für wenige Augenblicke in flüssige Luft, so erscheinen sie wie die herrlichsten Porzellanengelbe, doch sind sie weit zerbrechlicher als diese. Ein leichter Schlag und die ganze Pracht ist in losen Staub zerfallen. Mit einem Fläschchen flüssiger Luft in der Tasche könnte man leicht dem Gastwirt einen schönen Schreden einjagen. Der Kellner bringt einem ein festiges Stück Braten, rasch taucht man es hinter seinem Rücken eine Sekunde in flüssige Luft und es ist so hart und spröde, daß man es zu Pulver zerstoßen kann. Auch Aepfel und Birnen werden steinhart, bleiben dabei jedoch elastisch wie Elfenbeinbälle, gleichzeitig nehmen sie eine mehr rötliche Farbe an. Ein weicher Filzhut ist sofort in eine steife Kopfbedeckung verwandelt, die so spröde ist, daß man sie durch einen Schlag zu zertrümmern vermag. Interessant ist die Tonveränderung infolge der Kälteeinwirkung. Eine Stimmgabel gibt sofort einen weit höheren Ton, und wenn man durch den Trichter eines Grammophons einige Tropfen auf die Membrane gießt, so bemerkt man sofort, daß dieselbe auffallend höhere Töne gibt als im nicht gekühlten Zustande. Auffallend ist ferner das Verhalten von brennbaren Gegenständen, die man in flüssige Luft taucht. Hält man beispielsweise ein Stückchen zur Rotglut gebrachte Kohle hinein, so verbrennt diese sofort unter sehr lebhaften Lichterscheinungen, und es herrscht nunmehr in demselben Glase, in dessen unteren Teilen etwa eine Temperatur von — 190 Grad ist, nahe der Oberfläche eine Hitze von mehreren hundert Grad über Null. Eine Zinnschale, die man für längere Zeit in flüssige Luft legt, wird dadurch derart spröde, daß sie beim Einfallen in Scherben zerpringt, als wäre sie von Glas. Ueberraschend ist es, daß dagegen die Zugfestigkeit von Eisen infolge der Kälteeinwirkung sehr bedeutend gesteigert wird. Trotz der kaum vorstellbar niedrigen Temperatur der flüssigen Luft von — 190 Grad Celsius kann man sie sich dennoch ohne Schaden über die Hand gießen, man verspürt nur eine ganz geringe Kühle. Läßt man sie dagegen aus großer Höhe auf die Hand niederfließen, so wird durch die Heftigkeit des Falles eine zu innige Verührung herbeigeführt und schmerzhaftige Brandwunden wären die Folgen der Unvorsichtigkeit. —

**Humoristisches.**

— **Mißglück.** Leutnant von Strophensfels steht in dem Aufe, in seinen Mußestunden Gedichte zu machen. Von seiner Braut schon lange gedrängt, sie einmal zu besingen, widmet er ihr schließlich folgenden Vers:

Wer kann uns je das Glück zerstören,  
Daß wir uns beide angehören?  
Zugleich — o Woime unermessen! —  
Besigest Du und — bist besessen! —

— **Widerlegt.** Eine Hölerin wollte sich von ihrem Namen scheiden lassen. Der Richter stellte ihr vor, wie unrecht es wäre, sich von einem Wesen zu trennen, mit dem man eigentlich nur eins sein sollte. „Ach, Herr Doktor,“ rief sie verwundert aus, „wir beide man eens? Ne, da irren Sie sich. Ich bin überzeugt, wenn Sie dann und wann wären vor unsere Wohnung vorbeigegangen: Sie hätten jeglobt, wir wären zusammen unsere 3 wanzig.“ — „Weggendorfer-Blätter.“

**Notizen.**

— Das bayerische **ue** in Familiennamen wird nach den „Münch. N. N.“ meistens falsch ausgesprochen. Die Betonung liegt auf dem u, während das e wie ein kurzes a nachtönt; also Namen wie Hueber, Ruederer, Schuegraf, Lueger dürfen ja nicht wie Hüder, Rüberer, Schügraf, Lüger (oder gar Luöger) ausgesprochen werden, sondern in der oben angedeuteten Weise. Wer das bayerische **ua** nicht anwenden will oder kann, der spreche dann bloß langes u, denn der Name Hueber kommt von Hube, Ruederer von rudern, Schuegraf von Schuh und Lueger von lügen. —

— **Freikarten** für die Eröffnungsvorstellung gewährt die Direktion des Vorhng-Theaters sämtlichen Schülern Berlins zur Verteilung unter die ersten Schüler der obersten Klasse. Später sollen Schülervorstellungen stattfinden. —

— **Gerhart Hauptmanns** „Hannele“ ist von Camille Erlanger zu einer Oper umgewandelt worden. Die französische Bearbeitung der Dichtung haben die Pariser Schriftsteller J. Lhorel und Louis de Grammont besorgt. —

— „**Der Stammbaum**“, ein Lustspiel von Paul Lenz und Hans Hartung, hatte im Dessauer Tiboli-Theater Erfolg. —

— **Eine neue afrikanische Fliege** — *Cordylobia murium* — hat Robert Koch während seiner ostafrikanischen Forschungsreise entdeckt. Das Insekt, über dessen Freileben noch nichts bekannt ist, legt seine Eier am Erdboden, wahrscheinlich in Rattenlöchern, nieder, von wo aus die ausgetrockneten Larven auf die Ratten gelangen. Sie erzeugen auf der Bauchseite dieser Mager pestartige Beulen, an denen die Tiere meist sterben. —